

Predigt in der Dominikanerkirche am 27. April 2008 (6. So. der Osterzeit)

„Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die in euch ist!“ (1 Petr 3,15-18)

Rechenschaft geben

„Gebt freimütig Rechenschaft, von der Hoffnung, die in euch ist!“ Vielleicht übersetzt man die Aufforderung des 1. Petrusbriefs so am besten: als Aufmunterung. Warum schließt ihr in euch ein, was euch beseelt und im Innersten trägt? Zeigt es doch! Zeigt es, wenn man euch misstraut und Übles nachredet! Zeigt es, wenn Menschen sich über euch ärgern oder auch nur verständnislos den Kopf schütteln. Ihr werdet sie vielleicht nicht gleich überzeugen, wenn ihr ihnen die Hoffnung zeigt, die in euch ist. Aber sie werden in Staunen und ins Nachdenken geraten. Über eure Christen-Hoffnung werden sie nicht mehr herziehen und Schlechtes sagen können.

So redet man Menschen gut zu, die sich nicht mehr herausrauen aus den gesellschaftlichen Nischen, in denen sie vor Verfolgung oder auch nur gegen aggressive „öffentliche Meinung“ Schutz gesucht haben. Können wir den 1. Petrusbrief noch so hören? Wir, die Verzagten in den Sonntagsnischen – nicht verfolgt, aber doch deutlich in der Defensive, mit immer weniger Rückhalt im gesellschaftlichen Umfeld?

Vermutlich trifft uns diese Aufforderung: „Gebt Rechenschaft!“ aber noch tiefer. Etwa so: Schaut einmal genauer nach, wie viel Hoffnung noch in euch lebendig ist! Und gebt euch zunächst selbst Rechenschaft, was das für eine Hoffnung ist. Von welcher Hoffnung – für welche Hoffnung – lebt ihr wirklich? Es ist nicht leicht, diese Fragen an sich heranzulassen. Sie gehen „ans Eingemachte“. Aber sie sollen ja nicht in Vorwürfe münden, sondern zu mehr Klarheit und Wahrhaftigkeit helfen. Können wir sie so hören?

Was gibt Hoffnung?

Rechenschaft über die Hoffnung, die in uns ist, die mich trägt: Sie führt dahin, wo meine Lebendigkeit entspringt, woher Spannung in mein Leben kommt. Und sie kann darüber aufklären, was aus dieser Quelle in mein Leben einfließt – ob das eine gute Spannung ist, die von hier aus in mein Leben hineingreift. Da ist die Hoffnung *nach mehr*. Es reicht hinten und vorne nicht, jedenfalls nicht zum „gut leben“. Etwas mehr zum Leben haben – und vom Leben haben: Wie viel Leben kommt mit dieser Hoffnung ins Leben, wie viel

Spannung, wie viel Durchhaltevermögen! Man sollte nicht schlecht von ihr reden. Sie ist pure Lebenskraft. Vor allem die sollten nicht schlecht von dieser Hoffnung sprechen, die genug haben und sich „edlere“ Hoffnungen leisten können.

Etwas mehr zum Leben und vom Leben; sich nicht damit abfinden, dass ich „zu kurz“ gekommen bin. Wo bin ich zu kurz gekommen? Weniger beim Einkommen vielleicht als bei der mitmenschlichen Anerkennung oder bei den leibhaft-körperlichen Vorzügen, die so viele Türen öffnen. Manches kann sich ändern, kann ich vielleicht ändern oder kompensieren; anderes nicht. Es müsste sich etwas ändern, vielleicht gar nicht so viel – etwas mehr vom Gleichen, von dem, was ich schon kenne, so dass ich mit gutem Grund und aus Erfahrung sagen kann: Etwas mehr vom Gleichen, das erhoffe ich mir für meine Zukunft. Wenn man in die Jahre gekommen ist, mag man sich bei der Hoffnung bescheiden, es möchte wenigstens so bleiben, oder so ähnlich. Es spricht viel dafür, dass es nicht so bleibt, dass sich noch vieles ändern wird in meinem Leben. Aber es fällt oft schwer, daran zu glauben, dass es sich zum Guten ändert, dass da etwas kommt, worauf es sich zu hoffen lohnte. Ach, wenn's doch nur so bliebe!

Hoffnung auf den Umsturz? – Verzweifelte Hoffnung?

Darauf hoffen, dass es möglichst so bleibt, in der Angst, dass es schlecht kommt, wenn es anders kommt: auch davon sollte man nicht schlecht sprechen, von der ungetrösteten Hoffnung, die sich von der Angst nicht lösen kann. Es ist ja die reine Gnade, wenn sich die Hoffnung höher hinaufschwingen, wenn sie mehr erhoffen kann als dies: dass nicht eintrifft, was die Angst mir ausmalt.

Die Menschen, an die sich der 1. Petrusbrief ursprünglich wendet, kennen gewiss auch diese Hoffnung auf Mehr – oder darauf, dass es nicht weniger oder schlechter wird. Aber die Hoffnung, die sie lebendig macht, ist gewiss nicht die auf Mehr vom Gleichen, sondern Hoffnung auf das ganz Andere. Wenn das Dasein in dieser Welt eine einzige Katastrophe ist, Unterdrückung und Verfolgung, ein Dasein ganz am Rande, ausgepresst, in höchster Not und Gefahr, wie weit muss da die Hoffnung ausgreifen, wie hoch muss sie greifen, um all dem gewachsen zu sein. Alles muss sich ändern; weniger als alles wäre viel zu wenig, wäre des Hoffens nicht wert. Eine Hoffnung der Verzweiflung, verzweifelte Hoffnung am Rande des Erträglichen?

Wer würde gering denken wollen von einer Hoffnung, die immer wieder neu den Kampf mit der Verzweiflung ausfechten muss und am Rand ihrer Kräfte oft nicht mehr weiß, wie sie ihr gewachsen sein kann. Aber die ersten Christinnen und Christen hofften noch einmal anders; sonst hätte sie der 1. Petrusbrief nicht so ansprechen können: Zeigt sie doch her, die Hoffnung, die in euch ist. Die Hoffnung am Rand der Verzweiflung ist nicht vorzeigbar, mit-teilbar. Vielleicht reicht sie im Verborgenen ja gerade für mich allein.

Die ersten Christinnen und Christen hofften tatsächlich voller Freude und mit ansteckender Zuversicht auf das, was noch kommt, auf den, der kommt und nichts lässt wie es war: Ihre Hoffnung ist voller Vorfreude auf das, was kommt; voller Ungeduld, bis es kommt. Sie hat, wie es in der Lesung heißt, ein gutes Gewissen. Ja, zu dieser Hoffnung können und wollen sich die Jesus-Gläubigen bekennen. Man müsste sie auch heute nicht als intellektuell unredlich verstecken; oder den „klugen“ Kritikern aus dem Weg gehen, die schon wissen, dass sie nichts anderes ist als das Sich-nicht-abfinden-Können mit dem Unvermeidlichen. Es ist eine Hoffnung, die alles klein und mickrig aussehen lässt, was man gegen sie vorbringen kann; eine großmütige und gewagte Hoffnung, Auferstehungshoffnung, größer als alles, was sonst noch erhofft werden könnte. Eine Hoffnung, die sich über das Bekannte, über das Mehr vom Gleichen vertrauend hinauswagt.

Auferstehungs-Hoffnung

Auferstehung, das ist nicht Mehr, Besser und Länger vom Gleichen oder das Gleiche nur länger. Auferstehung bedeutet ganz anders, bedeutet die große Verwandlung. Wer sich ihr glaubend anvertraut, weiß nicht im Geringsten, was dabei „herauskommt“. Er weiß nur dies: Es ist Hineinverwandeltwerden in Gott; es ist Mitgenommenwerden auf dem Weg Jesu durch diese Welt und über sie hinaus zum Vater. Daran dürfen glaubende Menschen sich festhalten. Alles Andere müssen und dürfen sie lassen, dürfen sie Gottes gutem Willen überlassen, der nicht anders kann, als es – mich – gut zu machen; so gut, wie es Ihm möglich ist – so anders gut, als ich es vielleicht *jetzt* für gut halte.

Gewagte Hoffnung und doch eine Hoffnung in Vorfreude: darauf, was Er aus mir machen wird. Dass sich für uns Angst und bange Erwartung vor die Vorfreude geschoben haben, wer würde das für sich selbst bestreiten. So viel Leid des Abschiednehmens; zuviel kreatürlicher Schmerz. Zuviel Ungewissheit und Verzweiflung über das Hergeben- und Verlassenmüssen, Nicht-mehr-dabei-sein-Dürfen. Wie wenig finden wir, wenn wir an den

Gräbern nach der Hoffnung suchen, die in uns ist – nach der Hoffnung für den jetzt Begrabenen, für uns, für eine Welt, die unsere Hoffnungen so regelmäßig und aussichtslos enttäuscht.

Christinnen und Christen haben immerhin die Chance, sich der Hoffnung zu erinnern, von der die Texte ihrer Bibel randvoll sind – und um diese Hoffnung immer wieder zu bitten; um den Mut zu bitten, sich in sie hineinzuwagen, aus ihr zu leben. Irgendwo wird sie doch noch in uns sein. Sie wird nur aus ihren Verstecken hervorkommen, wenn wir von ihr alltäglich Gebrauch machen, sie als Lebensenergie, als Lebenspotential „abrufen“. Wenn wir es nicht mit ihr versuchen, ist sie nicht da.

Gebrauchshoffnung

Vielleicht ist die Auferstehungshoffnung in mir ganz alltäglich da, als Gebrauchshoffnung eben: wenn wir uns vom Unbekannten etwas erhoffen können und die Offenheit in uns erahnen für Menschen, die unser Leben umkrempeln, so dass es keine andere Richtung nimmt; wenn wir von diesem Tag mehr erwarten können als die bloße Fortsetzung dessen, woran wir uns gewöhnt haben. Dass wir nicht nur immer mehr vom Gleichen erhoffen, sondern auf das hoffen können, was uns verändert, was uns „neu machen“ kann: das ist doch die Auferstehungshoffnung im Kleinen. Klein, aber mit Potential: Sie kann heranwachsen und im Glauben erwachsen werden, so dass sie mich vielleicht doch trägt, wenn ich sie als die ganz große, zuletzt gewagte Hoffnung brauche.

Dann wird es darauf ankommen, sich dem über mich Kommenden und mich zuinnerst Verwandelnden anzuvertrauen: dass es, dass Er mich nicht zerstört, sondern ins Ungeahnte hineinführt. Ich werde mich für das *ganz anders*, für den *ganz Anderen* freigegeben müssen und einen Rest von Hoffnung brauchen, dass es ganz gut mit mir wird, wenn es mit mir ganz anders wird – wenn nichts mehr so sein wird wie jetzt und es doch so sein wird, dass ich es mir jetzt gar nicht größer und vollendeter wünschen könnte. Es wird darauf ankommen, dass wir Christenmenschen die Reste von Auferstehungshoffnung, die jeder und jede in sich hat, zusammenlegen und uns mit ihnen stärken für den Weg, den wir alle vor uns haben: guten Gewissens – und in der Hoffnung, dass es für alle reichen wird.

JÜRGEN WERBICK